

## Bezugs-Preis

In der Hauptpostdienst über den im Stadtbuch und den Posten erreichbaren Ausgaben abgezahlt: vierzig Groschen. — Einzelne wichtige Ausgaben bis zum 6. August. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Österreich vierzig Groschen. — Für die übrigen Länder fünfzig Groschen.

## Nedaction und Expedition:

Johanniskirche 8.  
Benzreichen 153 und 222.

Filiale-Ausgaben:  
Ulrichs Gasse, Brüderstraße, Universitätsstraße, 8,  
8. Etage, Aufzugsraum, 14, u. Königsg. 7.

Haupt-Filiale Dresden:  
Gerechtigkeitsstraße 6.  
Benzreichen 1. Et. 1718.

Haupt-Filiale Berlin:  
Königgrätzstraße 116.  
Benzreichen 1. Et. VI Nr. 3398.

## Morgen-Ausgabe.

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig,  
des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Nr. 336.

Sonnabend den 5. Juli 1902.

96. Jahrgang.

## Die Thronrede König Georg's.

Dresden, 4. Juli. (Telexgramm.) Die feierliche Eröffnung des Landtages fand heute Nachmittag 5 Uhr in dem Thronsaal des königlichen Schlosses statt. Die Minister, mit Ausnahme des erkrankten Kriegsministers Edler v. d. Planitz, das diplomatische Corps, die Generalität und die Mitglieder beider Ständesammlungen waren bei der Eröffnung zugegen. Als der König, umgeben von dem Kronprinzen und dem Prinzen Johann Georg, im Thronsaale erschien, drückte der Präsident der ersten Ständesammlung, Dr. Graf v. Kämpferig, ein dreimaliges Hoch auf den König aus, in das die Versammlung begeistert einschmetzte. Der König befing den Thron, begrüßte die Versammlung und ließ sich, das Haupt mit dem Helm bekleidet, auf dem Thronstuhl nieder. Der König verlas mit fester Stimme folgende Thronrede:

Meine Herren Stände!

Im letzten Sommergottesdienste habe ich Sie heute das erste Mal um Wiss versammelt, nachdem der unerhörliche Kriegsgeist Gottes dem Lande seinen heilen, edelsten Fürsten, Mir den treuesten Freund und Vender entzissen hat. Konnte mir in dieser erschütternden Ereignis etwas Trost und Verwöhnung gewähren, so waren es die Kundgebungen aufrichtigen Trauer, die in allen Clasen des Volkes, in allen Theilen des Landes zum Ausdruck gelangt sind, so waren es die Beweise treuer Anhänglichkeit an Mein Haus und vertraulicher Entgegenkommen, die Mir bei diesem Anlass in so wohlbewahrter Weise entgegengebracht werden sind, wofür auch an dieser Stelle den tiefempfundenen Dank zu erkennen zu geben, Mir befeindeter Bevölkerung ist.

Wie Ich es bereits dem Lande und dem Volke gegenüber ausgesprochen habe, ist Mein erster Wille, im Sinne des Vereinigten die Regierung zu führen und seine Erfüllungen mit forschamer Hand zu pflegen und zu erhalten. Nicht besser können wir sein Andenken feiern, als wenn wir in seinem Geiste fortwirken und auf dem Grunde fordbauen, den er gelegt hat.

Es sind nicht die gewöhnlichen Aufgaben der Thätigkeit der Stände, wie sie der Gang unseres Menschenlebens in periodischer Wiederkehr darbietet, zu deren Erledigung Sie heute hier zusammengetreten. Ich habe Sie vielmehr hierher berufen, um in Nachgebung der Bestimmung von Paragraph 115, Absatz 2 der Verfassungsverfassung über die nach Paragraph 22 Absatz 2 dieser Urkunde im Falle eines Regierungswechsels erforderliche anderweitige Festlegung der Civilliste, sowie über einige in diesen Fällen notwendig werdende Änderungen in den Upanlagen und anderen Gebühren einzelner Glieder Meines Hauses mit Meiner Regierung eine Vereinbarung zu treffen. Wie zu diesem Ende Ihnen zu machenden Vorlagen bestehen sich bereits in Ihren Händen und sche Ich Ihnen daraus zu fassenden verfassungsmäßigen Entscheidung entgegen.

Da Sie nun erst vor wenigen Wochen Ihre regelmäßige Tagung beschlossen haben und weitere Regierungsgeschäfte, die Ihre Mitwirkung erfordern, zur Zeit nicht vorliegen, gebe Ich Ihnen der Hoffnung hin, daß Ihre jetzige außerordentliche Zusammenkunft Sie nur kurz

Zeit hier festhalten wird und daß Sie bald zu Ihren heimischen Siedlen werden zurückkehren können.

Meine Herren Stände! Wenn Wir auch in Zukunft mit vereinten Kräften nach dem gleichen Ziele streben, so wie das thure Kleinod gegenseitigen Vertrauens zwischen Fürst und Volk, das den schmalen Schmuck der Regierung des unvergleichlichen Königs Albert bildete, auch fernher unvergessen bleibt.

Staatsminister v. Meynisch erklärte dann auf Befehl des Königs den Landtag für eröffnet. Der König erhob sich darauf von dem Thron, entblößte das Haupt und verließ die Versammlung begleitet, dem Thronsaal. Hierbei brachte der Präsident der zweiten Ständesammlung, Dr. Hofrat Dr. Rehakert, ein nochmaliges Hoch auf den König aus.

## Vom Reichskanzler Fürsten von Hohenlohe.

Aus den Erinnerungen von Dr. Otto Freiherr v. Böhl und Böhl (Bellage Nr. 148 zur Münchener "Allgemeinen Zeitung") stellen wir heute den wichtigsten Abschnitt des IV. Theiles mit: Die Ankünfte des Fürsten von Hohenlohe über das Unfehlbarkeitsdogma und seine Schilderung davon.

Es war an einem stürmischen Novemberabend 1808, der Fürst hatte mich zum Mittagessen eingeladen und wir tranken, wie üblich, den Kaffee im sogenannten Kommissarzimmer. Dasselbe liegt zu ebener Erde des in der Bremernecke zu München befindlichen Palais; in ihm hängt eine Kopie des Lieblingsbildes des Fürsten, der sogenannten Madonna des Rosario von Bassano, welche ihm sein Bruder, der Cardinal, zum Geschenk gemacht. Nachdem ich gewünscht, rauschte der Fürst seine Cigaretten; er ließ älter das Rauchen und auf dem Bild des althabsburgischen Malers ruhen, und möglichst mich short anblickend, sagte er: „Nächtem nunmehr mein Entschluß gereift ist, will ich Ihnen, lieber Böhlendorff, mein Gedächtnis daran machen. Ich halte es für meine Pflicht, als oberster Seiter des führenden katholischen Staates in Deutschland meine wankende Stimme zu erheben. Sie wissen, daß im verschloßenen Sommer-Papst-Palast auf dem 8. December 1809 ein Concil nach Rom berufen hat, auf welchem die Unfehlbarkeit des Papstes, wenn er ex cathedra spricht, zum Dogma erhoben werden soll. Sie sind protestant, was denken Sie davon?“ Ich konnte es nicht lehnen, wenn der Fürst — wie dies offenbar der Fall war — in bekannter Stimmung sich befand. Doch er erwiderte ich vor Alem als „harmloser Blauderer“: „Durchlaucht, wenn ich Katholik wäre, würde ich natürlich neuen und strenge für das neue Dogma sein.“ (Der Fürst schwieg sehr ernsthaft den Kopf). „Denn dann?“ — sagte ich bei — „möchte ich ja auch glauben, daß der Papst als Sesselvertreter Gottes auf Erden die unbedingte Macht hat, auch mit Wirklichkeit für das Christentum zu binden und zu lösen. Und ich würde mich höchst bedanken, wenn ich in der Hölle brennen, Ihnen würde: Ach, das ist schade, daß war ein Irrthum. Du hättest in den Himmel gehörte. Aber jetzt ist nichts mehr an der Entscheidung zu ändern. Was er einmal gebunden hat, das bleibt gebunden. Rein, unter solchen Umständen wäre mir die Unfehlbarkeit des Papstes ein wahrer Trost.“ Mein Sohn war erreicht, der Fürst lachte herzhaft. Dann fuhr er fort: „Unfehlbarkeit Sie, Durchlaucht, diesen Exzess. Aber nur ernstholt. Ich begreife vollständig Ihre Sorge. Warum heißt es jetzt: die Unfehlbarkeit erfreut sich nur auf die Glaubens- und Sittenlehre, unter diese letztere Kategorie läßt sich ja alles einreihen, die Übergreifung in das politische Gebiet ergeben sich damit von selbst.“ „Ich freue mich“, sagte der Fürst,

„daß wir auch über diese wichtige Frage derselben Meinung sind.“ „Bitte, Durchlaucht“, — schaltete ich rasch ein — „distinguo und ostlich es bei den alten Glossatoren.“ Ob gerade Sie vorgehen sollen, darüber bin ich sehr zweckhaft. Schon hat der Schulgegenentwurf das dösche Blatt gemacht, exponieren Sie sich noch weiter, so wie ich nicht, ob Sie dem Sturm gewachsen sind.“

Da sprach der Fürst die denkwürdigen Worte: „Mein lieber Baron Böhlendorff, ob ich von meinem liegenden Wollen gestört werde oder nicht, daran liegt gar nichts. Deutschland wird auch ohne mich einig werden, das besagt der Norden und Graf Bismarck. Aber um die katholische Kirche gegen die Judente und ihre den Katholizismus, dem ich treu anhinge, schädigenden Pläne zu verteidigen, dazu gehört ein Katholik, das können die Proschianen nicht. Wenn ich, der Bruder eines Kardinal, meine Stimme erhebe, wird wohl Niemand sagen können, daß es ein Feind des Papstthums sei, der spricht.“

Es vergingen einige Monate, bevor ich das Concept der berühmten Deputate (bezüglich des Unfehlbarkeitsdogmas) zu lesen bekam. Vermutlich besprach sich der Fürst mit theologischen Autoritäten über den Inhalt, ich erhielt von diesem erst nach der Veröffentlichung Kenntnis. Das war, meine ich, Ende März 1809.

Das Concept, vom Fürsten eigenhändig geschrieben, wurde mir, nach Genehmigung des Königs, als „Selbst“ zur weiteren Bearbeitung übergeben. Ich ließ es von einem ganz zuverlässigen Sekretär in meinem Bureau mit demselben Tinte ins Reine schreiben, stand dann persönlich dabei, als diese handschrift auf den Stein übergedrückt und die nötigen Exemplare abgeschlagen wurden, nahm jeden Probedruck, sowie den Karton, mit welchem die Blätter bedekt wurden, und auf welchem hier und da Spuren des Abdrucks zurückbleiben, an mich und verließ das Vocal nicht, bevor die Steine völlig abgeschlagen waren. Ich war bestrebt, durch solche Vorlesemarken an dem Wind, welcher gehemmt zu haltende Blätter, auf die Deputate die Wirkung zu verstärken. Aber es ist mir deswegen manche Indiscretion begegnet, und auch das von mir so forschhaft behandelte Document, welches gehemmt blieben sollte, ist wider unter Vorlesung und ohne weiter Wissen in der Berliner Nationalversammlung veröffentlicht worden. Nachdem auf dem einzelnen Abdruck die Specialitäten (Adress, Anrede u. s. w.) von dem obengenannten Sekretär eingesetzt waren, gab ich mich zum Fürsten und erholte dessen Unterschrift. Er las die Deputate noch einmal durch, unterschrieb sie und zündete sich während ich die Blätter zusammennahm, eine Cigarette an, was seit ein Jetzen war, daß er lediglich innerlich errant sei. „Durchlaucht“, — sagte ich, indem ich das Dokument in der Hand wog — „das ist ein wohliges Moment.“ Ein Augenblick schwieg der Fürst, dann sagte er, die Cigarette in den Lippen befestigt und aufsteigend, „ich fürchte nicht. Ja, wenn mein Signatur fehlt und die Regierungen sich einigen würden, dann könnte ein Wendepunkt in dem Kampfe gegen die Jesuiten eintreten und viel spätes Nebel verhindert werden. Aber Sie werden sehen, ich bleibe allein.“ Und so war es.

Von Frankreich und von Österreich war von vornherein keine günstige Antwort zu erwarten. Von ehemaligen Staaten wegen des möglichen auf die Kaiserin wirkenden sterilen Einflusses, von Seite des Grafen Böhl aber aus persönlichem Reide; dem bayrischen Minister in einer so wichtigen Sache die Initiative zu lassen, hätte den kleinen Reich, der damals die Geschichte des Kaiserreichs lenkte, nie über das Herz gebracht. „Sie nur“, sagte mir der Fürst am 19. Mai Abends, „wie mein böner Beut mir das Venium corrigit.“ (Dabei gab er mir die soeben eingegangene österreichische Antworturkunde vom 15. Mai zum Durchlesen.) „Ich sei viel zu voreilig, meint er, über den Verlauf des Concils Neben sich zur Zeit noch keine verlässigen Vermuthungen aufstellen. Es sei gefähr-

lich, den Schein zu erwecken, als ob der Staat sich in dogmatisches Gebiet einzumischen wolle.“ Natürlich, schaltete ich ein, glaubt mein Herr Böhl, was ganz weitläufig mit unserer Familie verbündet von all dem selbst sein kann. Er weiß ebenso gut wie wir, um was es sich in Rom handelt und was geplant wird.“ „Das bin ich ebenfalls überzeugt, meine der Fürst, aber steht der so starke Kopf der Truppe welche des neuen Dogmas nicht, oder will er sie nicht stehen?“ „Keines von beiden, Durchlaucht“, erwiderte ich, „ich kenne ja den Herrn von seiner Jugendzeit her, so weißt du doch, daß er gar nicht, dazu ist er viel zu feibel. Boretz kennt es ihm. Ihnen einen Trop zu spielen. Das Boretz findet sich.“ „Ach, ja“, schloß der Fürst das Gespräch, „mein heuter Freund Boretz“ — dabei sog er die mürktheitliche Antwort herbei — „findet ja auch, daß seine genügenden Anhänger gegeben seien, um anzunehmen, in Rom befinden in der bayrischen Concilssesche die adaequaten Ab-

lungen.“ Es kam nun Alles darauf an, wie der große norddeutsche Kaiser sich zu der Sache stellen werde. Wir hatten, wie schon oben erwähnt, geringe Hoffnungen, denn wir wußten, wie wenig man in Berlin über die Macht der katholischen Kirche dachte, und Fürst Hohenlohe kannte überdies den damaligen Vertreter des Norddeutschen Bundes in Rom, den Grafen Arnim, der ein sehr geistreicher und talentvoller Diplomat, aber ein oberflächlicher und ein von seiner eigenen „Unfehlbarkeit“ völlig überzeugter Staatsmann war. Es war uns bekannt, daß diesem die Circulardeputation zur Sicherung angegangen war, und der Fürst hatte auch von Rom aus eine Mitteilung über den Inhalt des künftigen Gutachtens vom 14. Mai. „Hören Sie nur“, sagte er mir, „es ist noch vollkommener aufgestellt, als ich dachte. Graf Arnim tritt die ganze Frage über die Proklamation des papstlichen Unfehlbarkeit für einen leeren Vorwurf, welcher nur für das aus Verhüllung verhüllte Schwarze Döllinger's eine Gefahr für den Staat in sich bergen. Wie wenig versteht doch dieser grüne Diplomat jenen großen Mann. Und denkt Sie, führ der Fürst, die Deputate weiter vorlesen, fort, welchen geschickten Vortrag Arnim macht?“ Freuden soll „Orationes“ in das Concil abordnen, schreibende Paten! „Ach“, schaltete ich ein, die werden viel ausrichten bei den verschiedenen Grabstücken und Bildsteinen in partibus. Warum nicht von der Kurie verlangen, daß jeder Büroratsrat nur von viele Stimmen habe, als Arbeitnehmer in seiner Diözese vorhanden sind.“ „Sagen Sie,“ hakte der Fürst lächelnd, „da lädt Sie doch der Protestant“ — Boretz. „Sie denn nicht, daß nach römischer Lehre jeder Geborene sofort von Rechts wegen“ zur katholischen Kirche gehört, und wenn er faktisch nicht als Katholik lebt, er ein Abtrünniger ist. Es kommt also nur auf die Wahl der Seelen an, die in einer Diözese in partibus vorhanden sind, der Bischof vertritt alle, gläubige und unglaubliche. Aber, um ernstholt zu sprechen, mit den „Oratores“ ist es nichts. Wie wäre es aber, wenn ich die deutschen Regierungen zur Einholung eines Gutachtens der Universitäten theologische wie juristische Accusationen veranlassen würde? „Das könnte nichts bedeuten“, meinte ich; aber auch diese im Circulardeputate vom 28. Juni verfügte Rücksicht blieb erfolglos.

Man kann nicht sagen, daß Graf Bismarck in der Concilslösung eine dem Fürsten Hohenlohe entgegengestellte Politik befolgt habe. Im Gegenteil, es wurden ja (vergleiche die Deputate vom 28. Mai) Verhandlungen vorgeschlagen: „um der Kirche gemeinschaftlich zu machen, daß, wenn man auch der Kirche in kirchlichen Dingen völlige Freiheit lassen werde, doch jeder Übergriff auf das inhaltliche Gebiet entschieden abgewehrt werden würde.“ Der Rektor lag also nur darin, daß der norddeutsche Kaiser als Protestant nicht in Erwägung nahm, wie verschwommen für einen

## Feuilleton.

### Der Zwischenfall.

Eine Kürze-Humoristik von Paul A. Kirchein.

Es war noch lange Zeit vor jenem Tage, an dem man wirklich an die Abreise denken konnte — es ungefähr gleich nach dem verregneten Pfingstfesttag —, als Herr Wilhelm Stäblein zum ersten Mal wieder: „Meine liebe Bertha“ zu seiner Frau sagte.

Und das hatte immer einen Hafen. Abgesehen davon, daß er kein Mann der vielen Worte war, namentlich er gewöhnlich gewiß seine Gattin „Bertha“ oder einfach unter Aurore ihrer höchsten Würde „Mutter“. Bertha war keine Titel, die den geistigen Streden der Frau Stäblein genüge thäten, aber doch beide mit jener leichten Höflichkeit umwohnen, die Liebe und Begegnung leicht zu dokumentieren pflegen. Deshalb nahm sie Frau Stäblein gleich hin, deshalb nebrachte Herr Stäblein sie auch als glücklicher und zufriedener Ehemann.

Schwang er sich aber zu durchaus inhaltstreichen Worten auf, so gehörte es gewöhnlich, weil er unter Vermeldung des gewöhnlichen Umgangstones, unter Sammelfassung aller seiner geistigen Fröhlichkeiten etwas sagen wollte, was schwer und gewichtig in die Waagschale fallen müßte.

Und das war damals, nach jenen verregneten Pfingsttagen, unbedingt notwendig. Denn wie der Mensch — Gott sei Dank! — nach einer verlorenen Hoffnung in neuen Plänen und Einsichten wieder aufsteht und sich härtet, so hatte auch die Familie Stäblein. Vater, Mutter, Sohn und Tochter, sich damals für das zerbrochne Herz gesetzet, indem sie an die kommerliche Welt zu denken begann.

Solche Gedanken haben entschieden etwas Bezugungen, das an sich, um so mehr, wenn der Tag der Erzählung noch in recht weitem Felde liegt. Die ungewöhnlichsten Wünsche kann man dann zu feinen Plänen gehalten, ohne die Aussicht zu haben, schließlich eine richtige Entwicklung zu erleben.

Was streicht ja ohnehin von jeder Hoffnung täglich und häufig ein Stückchen ab, und dem Reiseplan in langen Wochen enger und enger zu gehalten, so daß es im Kasten, das sicher Jeder schon vollbracht hat, den der Himmel nicht mit ungeheuren Schwierigkeiten, sondern nur mit regem Arbeitswillen bedacht hat. Manch' Einer bewußte sich anfänglich so an der italienischen Schweiz, und war schließlich in der südlichen reich glücklich und zufrieden. Manch' Einer sah sich schon an der brandenden, wogenden See mit ihrer Lust und ihrem Zauber und sand, daß auch der See, den er täglich von seiner Arbeitsstätte aus erreichen konnte, schön und gesundheitbringend war.

Sehr ähnlich — als die Familie Stäblein ihre Reisepläne schmiedete, damals gleich nach Pfingsten, hielten sie diese Erwartungen nicht. Sie erwogen nicht einmal, ob es überhaupt zweckmäßig, möglich und möglich war für sie, zu reisen. Herr Stäblein, der seit zwanzig Jahren Bankbuchhalter war, sah vielmehr in der Ecke des alten Sophos, hörte zum Goetterbarmen und erklärte es schließlich für eine Schlechtigkeit des Himmels, diese beiden Tage verregnen zu lassen.

„Man kann man rischia bis Weihnachten wieder warten, ehe man mal zwei Tage hintereinander frei hat“, schloß er das Erzähnlchik seiner pessimistischen Seele.

Seine Seele war immer pessimistisch, wenn sie ans Arbeiten dachte. Nicht etwa aus Faulheit, sondern weil diese stets gleichartige Thätigkeit wirklich nicht Verlockendes hatte.

Aber die Gattin sah das erzählende Wort, das ein kalbes Gewicht auf Stäblein's Kark umhartete, lächelte.

„Aber Wilhelm“, sagte sie fast vorwurfsvoll, „Dein Urteil kommt doch! Hast Du den denn vergessen?“

Und Herr Stäblein erhob sich zu voller Höhe:

„Richtig, Bertha — davon habe ich wirklich nicht gedacht! Mein Urlaub! Gott — wie kann der Mensch verzweifeln?“

„Na siehst Du! Was schaden da die zwei Tage?“

Er sah zwar, daß es einem sehr wohl fehlen könnten, aber er logte nichts. Sein Herz war erfüllt von der muntern Lust.

Er marschierte im Zimmer auf und ab, warrt die Beine und reckte die Arme.

„Und einen ganzen Monat diesesmal — —“

„Eine ganzen — Monat? Nicht bios vierzehn Tage?“

„Nein, Mutter, nein! Nach zwanzig Jahren hat man immer einen ganzen Monat.“

„Aber Wilhelm — das ist entzückend!“ Nun war es die Frau wieder, die einen kleinen Freudenbrauch eröffnete.

„Nicht wahr?“ Und Herr Stäblein stand da, als er nach zweimontigem Suchen als einziger einen Gedächtnisbuchbuche entdeckt.

Wort's nicht natürlich, daß die ganze Familie augenblicklich mit den Schmieden von Reiseplänen beginnen?

Gewiß war's natürlich — und aus den Eulen kroch Walter, der Sohn, und Eva, die Tochter, und vom ewig zu ordnenden Wäschekram kam Bertha, die Mutter, und aus dem Dieneraus durchs Zimmer kam Wilhelm, der Vater und Pantopfholzer, und alle sammelten sich um den runden Tisch und schmiedeten, schmiedeten — als wären sie die Herren der Welt.

„Am liebsten möcht' ich ja noch Griechenland“, sagte der Sohn, der Oberlieutenant war, „da so hin, wo Lemnos mit seinen 10.000 Griechen war. Da muß es sein sein!“

&lt;p